

ZUG – ZUHAUSE FÜR EINE BESCHRÄNKTE ZEIT

Von Therese Marty

Sie leben in Zug und – manchmal – parallel dazu in ihrer eigenen Welt: Gebildete, qualifizierte Männer und Frauen, die sich aus beruflichen Gründen für eine Weile hier niederlassen. Mit der Idee, früher oder später weiterzuziehen. Expats nennen sich diese modernen Nomaden. Für die meisten von ihnen bedeutet Zug ein Wohnort auf Zeit. Manche jedoch ändern ihre Pläne und finden hier eine neue Heimat.

Die Statistik beeindruckt: Seit 1960 hat sich im Kanton Zug die Bevölkerung mehr als verdoppelt. Und gegenüber 20 000 Arbeitsplätzen vor knapp 50 Jahren werden heute deren 70 000 registriert. In den 1960er-Jahren waren es vor allem Gastarbeiter aus Italien und Spanien, die in den Industriebetrieben, auf Baustellen und im Gastgewerbe gebraucht wurden. Später liessen sich Arbeitssuchende aus Portugal und den Staaten Ex-Jugoslawiens im Zugerland nieder. In den letzten Jahren ist der Kanton Zug mit seinen zahlreichen internationalen und global tätigen Firmen zu einer klassischen Expat-Destination geworden. 2008 wanderten vor allem deutsche Staatsangehörige ein: mit einem Anteil von 46 Prozent bildeten sie bei der Zuwanderung die grosse Mehrheit, gefolgt von Briten (9), Portugiesen (5) und Amerikanern (4 Prozent). Insgesamt zieht es jährlich gut 2 500 Ausländer in den Kanton Zug – etwa ebenso viele verlassen ihn wieder.

AUSLÄNDER SORGEN FÜR WACHSTUM

Doch wenn auch viele Expats wieder gehen: Eine Studie der Credit Suisse von 2008 zeigt auf, dass die ausländischen und nicht die Schweizer Zuzüger für das positive Bevölkerungswachstum im Kanton Zug verantwortlich sind. Denn 2008 zogen erstmals mehr Schweizerinnen und Schweizer weg, als neue hierherkamen. Eine Entwicklung, die für Diskussionen sorgt: während wirtschaftsfreundliche Kreise den Zustrom wohlhabender Ausländer begrüssen und weiter fördern, wird dies von linken Kreisen heftig kritisiert. Man macht den wachsenden Anteil zahlungskräftiger Expats für die hohen Wohn- und Lebenskosten mitverantwortlich und befürchtet einen zunehmenden Exodus von Zugern und Zugerinnen, die sich das Leben in ihrem Kanton nicht mehr leisten können.

Ende 2008 zählte der Kanton Zug 110 000 Einwohnerinnen und Einwohner. Ein Fünftel davon, also um die 24 000 Personen, stammen aus dem Ausland. Den grössten Ausländeranteil bilden die Europäer mit 88,1 Prozent – davon sind 5 500 Deutsche. Stark vertreten sind auch Serbien/Kosovo mit zusammen 2 900 und Italien mit

2 600 Menschen. Die übrigen ausländischen Mitbewohnerinnen und Mitbewohner stammen aus mehr als 120 verschiedenen Nationen aller Kontinente: Aus Afrika 1,2 Prozent, Amerika 4,1, Asien 6,1 und aus Australien 0,5 Prozent.

Ein Multikulti-Mix also, der den kleinen Kanton Zug charakterisiert. Doch wie gestaltet sich das Zusammenleben? Sind Expats willens, sich zu integrieren? Oder schaffen sie sich ihre eigene Welt? «Es gibt teilweise Parallelwelten, aber sie scheinen nicht so ausgeprägt wie anderswo», sagt Gianni Bomio. Der Generalsekretär der Zuger Volkswirtschaftsdirektion umschreibt die Strategie des Kantons (die sich an die Vorgaben des Bundes anlehnt) wie folgt: «Wer für bis zu vier Jahre hier bleibt, soll sich in Englisch gut über die lokalen Verhältnisse informieren können. So gibt die Kontaktstelle Wirtschaft einen Expat-Guide heraus, und es steht eine aktuelle Internetplattform der jungen Wirtschaftskammer Zug – www.thezugpost – mit neuesten Informationen zur Verfügung

Den typischen Expat gibt es nicht. Zu verschieden sind Sprachen, Kultur, Pläne und Lebensumstände. Das bestätigt auch David LeBow, Präsident des International Men's Club Zug und Gründer des «Zug International Business Forum». Der US-Amerikaner kam vor 25 Jahren als junger Informatiker in die Schweiz, spricht perfekt deutsch und ist entsprechend gut integriert. «Ich erlebe die Zuger als ausserordentlich tolerant Ausländern gegenüber», sagt er. Kontakte und Freundschaften pflegt LeBow zu Einheimischen wie zu Zuwanderern – im International Men's Club sind rund ein Drittel der Mitglieder Schweizer. Doch gibt es laut LeBow schon Ausländer, die in einer Parallelwelt leben. So die «Short-Timers», also fremdsprachige Expats, die nur für kurze Zeit hier sind. Und selbst als engagierter Networker findet er wenig Kontakt zu Expats aus anderen Kulturen. LeBow: «Unsere Internationalen Clubs haben kaum Mitglieder aus Russland oder Asien – diese Leute bleiben meist unter sich.»

Stellvertretend für die wachsende Gruppe von ausländischen Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern stellen sich fünf von ihnen vor: Expats und solche, die es waren – bis sie im Kanton Zug ihre neue Heimat fanden.

«ICH SCHÄTZE, WIE HIER DIE MENSCHEN VERANTWORTUNG WAHRNEHMEN.»

MICHAEL DILLHYON, 43,
BUSINESS CONSULTANT, AUS MIAMI,
VERHEIRATET, 2 KINDER, STEINHAUSEN



«Wir sind 2004 kurzfristig nach Zug gekommen – es hätte ebenso gut London oder Hongkong sein können. Doch nun sind meine Frau, die Kinder und ich sehr glücklich hier und sehen keinen Grund, bald wieder weg zu gehen. Die ersten vier Jahre bin ich sehr viel gereist – doch nun konzentriere ich meine Tätigkeit auf die Schweiz und unterstütze Unternehmen dabei, ihre oftmals phantastischen Ideen erfolgreich umzusetzen.

Ich bin etwas beschämt wegen meiner geringen Deutschkenntnisse, und dies, obwohl ich einen Sprachkurs besucht habe. Meine Rechtfertigung ist die, dass Schweizer Geschäftspartner und Freunde gütigerweise stets Englisch mit mir sprechen. Der Nachteil ist natürlich, dass ich dadurch oft nicht mitbekomme, was in der Region los ist. Ganz zufällig bin ich auf die Baarer Kilbi oder das Waldstock-Festival hier in Steinhausen gestossen.

Grundsätzlich gibt es deutliche Lifestyle-Unterschiede zwischen den USA und der Schweiz. In den Vereinigten Staaten neigen Dinge dazu, gross und laut zu sein. Hier gehen wir nach draussen und geniessen die Natur, machen Sport, treffen uns mit Freunden zu einem gemütlichen Nachtessen – das ist eine ganz andere Lebensqualität. Ich hoffe sehr, dass es im Kanton Zug mit der Bautätigkeit nicht ausartet wie in Florida: wegen der extremen Zuwanderung hat mein Heimatstaat einen grossen Teil seiner Identität verloren.



Meine Frau arbeitet zu 100 Prozent, und das versteht man hier nicht überall; in den USA ist dies selbstverständlich. Wir möchten unsere Kinder Ava und Wyatt später gerne in die öffentliche Schule schicken, da wir vom Schweizer Bildungssystem überzeugt sind – in der Hoffnung, dass sie etwas «schweizerisch» werden – ihr Urgrossvater väterlicherseits stammt nämlich aus Glarus!

Was ich hier besonders schätze ist die Art und Weise, wie Menschen ihre Verantwortung wahrnehmen – die Geschäftspartner wie auch die Betreuerinnen in der Kinderkrippe oder der Mann von der Kehrriktabfuhr. Überhaupt ist der Umgang anders als in den USA. Dort hatten wir viele Freunde – aber eigentlich waren einige davon nur oberflächliche Bekanntschaften. In der Schweiz fühlten wir uns zunächst isoliert, doch dann realisierten wir, dass man sich hier die Freunde auswählt – es interessiert, was sich hinter der Fassade verbirgt. Nun haben wir weniger Freunde als einst, aber solche, die es wirklich sind.»

EXPATRIATES/EXPATS

werden ursprünglich Spezialisten und Führungskräfte genannt, die von ihrem Arbeitgeber für eine befristete Zeit ins Ausland geschickt werden. Mittlerweile wird der Begriff weiter gefasst. Als Expats werden all jene meist gut verdienenden ausländischen Arbeitskräfte bezeichnet, die sich für eine begrenzte Zeit in einem fremden Land niederlassen.

«ICH HABE SCHNELL VIELE FREUNDINNEN GEFUNDEN.»

CATHERINE PISARENKO, 9,
SCHÜLERIN, AUS SYDNEY, AUSTRALIEN –
URSPRÜNGLICH AUS DER
UKRAINE (VATER) UND LITAUEN (MUTTER)



«Konfitüre» war das einzige deutsche Wort, das ich kannte, als ich im Sommer 2007 nach Unterägeri kam. Mein Vater – er ist Softwareentwickler – hatte es mir beigebracht. Zu Hause sprechen wir russisch. Ich bin die einzige Australierin in der Familie, weil ich in Sydney geboren wurde, das ist schon speziell. Meine Eltern wünschten, dass ich mich in Unterägeri zu Hause fühle, deshalb gehe ich hier in die öffentliche Schule. Ich finde das auch gut so. In meiner Klasse gefiel es mir vom ersten Tag an sehr gut. Meine Lehrerin sprach englisch mit mir, einige Kameradinnen auch, und nach wenigen Monaten konnte ich perfekt deutsch. Ich habe schnell viele Freundinnen gefunden.

In Australien hatte ich auch gute Freundinnen, und ich war sehr traurig, als ich Abschied nehmen musste. Ich vermisse sie sehr und telefoniere manchmal mit ihnen. Auch meine Schwester Maria, die in Sydney geblieben ist, fehlt mir. Ich war sehr gespannt darauf, was mich in der Schweiz erwartet. Es hat auch Vorteile, dass wir jetzt in Europa leben. So können wir andere Länder kennen lernen, und ausserdem sind wir näher bei meinen Grossmüttern – die eine lebt in Litauen, die andere in der Ukraine. Beide waren schon hier zu Besuch, da war ich glücklich. Alle Verwandten und Freunde, die uns besuchen, finden die Schweiz sehr schön. Eigentlich gefällt mir hier alles. Aber ich vermisse das Meer! In meiner Freizeit schwimme ich

gern, einmal pro Woche gehe ich ins Lättich nach Baar. Doch mein liebstes Hobby ist, seit ich fünf Jahre alt bin, das Tanzen – Latin und Standardtänze. Dreimal pro Woche fährt mich meine Mama nach Hausen am Albis zum Training. Ab und zu nehme ich an Turnieren teil, da bin ich jeweils schon sehr aufgeregt. Aber ich glaube nicht, dass ich Profi werde – mein Traumberuf ist Tierärztin. Ich liebe Tiere, ich besitze einen Hund und zwei Hasen. Wahrscheinlich werde ich nach der Primarschule wie mein Bruder Eduardas in Zug die Kantonsschule besuchen. Aber vielleicht gehen wir vorher nach Australien zurück. Das wäre schön – obwohl – dann würde ich bestimmt meine Freundinnen aus Unterägeri vermissen!»

«NATÜRLICH SIND ZWEI ICHS IN MIR DRIN.»

MUTHANA KUBBA, 73,
ELEKTROINGENIEUR UND GESCHÄFTS-
MANN, AUS BAGDAD,
VERHEIRATET, 3 KINDER, CHAM



«Ich bin verliebt in den Zugersee und die Sonnenuntergänge. Wenn immer das Wetter es erlaubt, fahre ich mit meinem Boot – früher war es ein Surfbrett – hinaus und geniesse dieses wunderbare Farbenspiel – und das seit über 30 Jahren. Der Grund, weshalb ich 1978 als 42-jähriger Universitätsprofessor mit meiner Familie in die Schweiz zog, waren unsere drei Kinder. Ich sah, dass dem damals gut entwickelten Irak eine dunkle Zukunft bevorstand. Es fiel nicht leicht, Bagdad zu verlassen – die Universität, unser wunderschönes Haus, die Freunde. Auch meiner aus Deutschland stammenden Frau – ich hatte sie während meines Studiums in England kennen gelernt – fiel der Abschied sehr schwer.

Von Beginn weg hatten wir hier keinerlei Probleme. Und in all den Jahren hat mich niemand beleidigt oder unkorrekt behandelt. Das sind für mich paradiesische Zustände. Dass ich gut deutsch sprach, erleichterte mir natürlich den Start. Was ich jedoch lernen musste, war die Geschäftssprache: Die Leute lügen zwar nicht, sagen aber auch nicht immer die ganze Wahrheit und bringen so den andern zu falschen Annahmen. Da habe ich, aus einer völlig anderen Kultur kommend, teures Lehrgeld bezahlt!

Natürlich sind zwei Ichs in mir drin. Zum einen bewege mich in der hiesigen Gesellschaft. Ich habe sehr viele Freunde, ich gehe Ski fahren, bin in mehreren Vereinen Mitglied und fiebere mit, wenn

Schweizer Sportler im Einsatz sind. Ich liebe klassische Musik, das ist für mich eine ganz besondere Sprache, sie berührt mein Herz. Ich habe wirklich keine Probleme, mich der Schweizer Mentalität anzupassen. Dass ich Moslem bin, merkt man nur daran, dass ich kein Schweinefleisch esse. All meine Freunde sagen, ich sei optimal integriert. Doch wenn ich etwas nennen darf, was mir fehlt, dann sind es Herzlichkeit und Gastfreundschaft, die in der arabischen Kultur viel ausgeprägter sind als hier, wo doch vieles vom Kopf gesteuert ist.

Ich fühle mich immer noch stark mit dem Irak verbunden. Nach vielen Jahren besuchte ich kürzlich meinen Bruder in Bagdad und war beeindruckt von der optimistischen Stimmung dort – wäre ich 20 Jahre jünger, würde ich zurückkehren und mithelfen, meine Heimat wieder aufzubauen.»

**«ES GAB EINE PHASE,
WÄHREND DER ICH DICHT
GEMACHT HABE.»**

KATHRIN ORBAN, 41,
BIBLIOTHEKARIN, AUS HALLE AN DER
SAALE/DEUTSCHLAND, 2 KINDER



«Ich beneide all jene Menschen, die feste Wurzeln haben. Bei mir wird das nie der Fall sein. Oft schon habe ich darüber nachgegrübelt, wo meine Heimat ist. Mein Land – Ostdeutschland – gibt's nicht mehr, und identifizieren konnte ich mich damit nicht wirklich. Mit dem, was nach dem Fall der Mauer kam, aber auch nicht. Es fiel mir nicht übermässig schwer, zusammen mit Mann und Baby Deutschland zu verlassen, ich versuchte, es als Abenteuer zu sehen. Geplant war eigentlich: nach einem Jahr Spanien zurück nach Deutschland. Es wurden fast zwei Jahre und ein Kind mehr! Eine typische Expat-Familie wurden wir, als wir von Tarragona nach Menzingen kamen, die Wohnung in Halle auflösten, das war 2001. Das isolierte Leben als Expat zwang mich, nachzudenken, über alles. Gestört hat mich die Isolation nicht gross, ich wusste ja, dass keiner auf mich gewartet hatte. Jedoch – ein Lächeln oder nettes Wort auf der Strasse hatte ich in Halle nicht so zu schätzen gewusst.

Bald darauf ging die Ehe in die Brüche. Zudem entschied es sich, dass mein Mann am Schweizer Standort bleiben würde. Ich begann, Arbeit zu suchen. Nebenbei jobbte ich ein bisschen: Unter die Leute zu kommen und Neues zu lernen machte Freude.

Irgendwann registrierte ich vermehrt diese Ablehnung gegenüber uns Deutschen. Dass Leute ihr Verhalten änderten, sobald sie realisierten, woher ich komme – das hat mich irritiert und verletzt. Es

gab eine Phase, während der ich dicht gemacht habe. Doch dann realisierte ich, dass es auch Menschen gab, denen ich willkommen war. Ich entschied, zu mir zu stehen, an meine Kinder zu denken und mich nicht länger verrückt zu machen – von da an lief es besser.

Mittlerweile könnte ich mir vorstellen, dass ich eines Tages sagen kann: in Zug bin ich daheim. Auch wenn ich es nicht hinkriege, Schweizerdeutsch zu sprechen. Ich merke erfreut, wie ich mich hier seit Jahren langsam anpasse – das fing schon damit an, dass ich begann Espresso zu trinken, wogegen ich den seltsamen deutschen Kaffee nur für den Geruchssinn geniessbar fand. Und was mir seit einigen Jahren auffällt ist, wie viele meiner Landsleute sich gern ausdrücken – ohne zu überlegen, wie das beim Gegenüber ankommt. Jedesmal denke ich dann: Mensch, so war ich früher auch oft, sonst würde es mir nicht erst jetzt auffallen.

Gelegentlich denke ich darüber nach, den Schweizer Pass zu beantragen, ich würde gern mitentscheiden. In Zug möchte ich eine Heimat finden und dafür Sorge tragen, dass meine Kinder haben, was mir immer fehlen wird: Wurzeln.»

**«HEIMAT IST DA, WO MEIN MANN
UND MEINE KINDER SIND.»**

ALIYA SULEYEVA, 29,
JURISTIN, AUS ALMATY, KASACHSTAN,
VERHEIRATET, 2 KINDER, SEIT
MAI 2009 IN ZUG



«Vier Mal sind mein Mann Yerzhan und ich in den vergangenen vier Jahren umgezogen: von der kosmopolitischen Wirtschafts- und Kulturmetropole Almaty nach Astana, der neuen Hauptstadt Kasachstans. Dann nach London, wieder zurück nach Almaty und nun hierher nach Baar. Es wäre schön, wenn wir drei, vier Jahre hier bleiben könnten, bevor wir wieder weiterziehen. Es gefällt mir, im Ausland zu leben, denn ich möchte möglichst viele Länder und Kulturen kennen lernen – und nach Kasachstan zurückkehren, wenn ich alt bin. Ich bin erst wenige Wochen hier und finde mich ganz gut zurecht – weiss, wo die Busse fahren, gehe einkaufen und kenne hübsche Plätze, wo ich mit den Kindern hingehen kann. Gerne sind wir am See, füttern die Enten und lassen Drachen steigen. Zug scheint mir ein wunderbarer Lebensraum für Familien zu sein – ich mag das viele Grün und die saubere Luft. Und dank der zentralen Lage können wir an den Wochenenden Städtereisen in viele Länder Europas unternehmen. Oder im Winter zum Snowboarden in die Berge fahren.

Bevor ich in die Schweiz zog, war mir schon etwas bange. In einem Buch hatte ich gelesen, dass es hier viele Regeln gibt. Zum Beispiel, dass man nach 22 Uhr nicht duschen darf. Doch nun erfahre ich, dass die Menschen gar nicht so streng sind, sondern freundlich und hilfsbereit. Ich verstehe noch kein Deutsch, trotzdem versucht man, sich mit mir zu verständigen. Selbst fremde Leute sprechen mich an,

das gefällt mir. Informationen beschaffen wir uns vielfach über das Internet, oder wir fragen Arbeitskollegen meines Mannes, die uns gute Tipps geben.

Um Leute kennenzulernen, will ich mich internationalen Clubs anschliessen, das hilft mir auch, mein Englisch zu verbessern. In ein, zwei Jahren möchte ich an der Universität den Master of Law erwerben und dann als Juristin arbeiten. Zunächst gilt es, mich hier einzuleben. Meine Tochter ist mir da einen Schritt voraus. Sie besucht den Kindergarten und ist bereits dabei, Schweizerdeutsch zu lernen. Natürlich vermisse ich meine Eltern, die Schwestern, meine Freundinnen. Doch sie können mich ja jederzeit besuchen. Seit ich selber eine Familie habe, ist meine Heimat da, wo mein Mann und meine Kinder sind. Und das kann überall sein auf der Welt.»

Therese Marty-Heynen, geboren 1953 in Zug. Handelsdiplom an der Kantonsschule Zug, Nach kaufmännischer und Familien-Tätigkeit Quereinstieg in den Journalismus, 10 Jahre freie Mitarbeiterin der Zuger Nachrichten, danach Redaktorin bei der Zuger Presse und der Frauenzeitschrift Annabelle. Wechsel in die Unternehmenskommunikation, Weiterbildung in psychologischer Gesprächsführung. Seit 2009 selbständige Tätigkeit als Journalistin, Autorin und Kommunikationsberaterin in Zug.